

Smyrek, Lisa

Betrachtung von Coming-out- Prozessen gleichgeschlechtlich orientierter
Jugendlicher sowie des sich ergebenden sozialen Beratungsbedarf

BACHELORARBEIT

HOCHSCHULE MITTWEIDA

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCE

Fakultät Soziale Arbeit

Mittweida, 2017

Smyrek, Lisa

Betrachtung von Coming-out- Prozessen gleichgeschlechtlich orientierter
Jugendlicher sowie des sich ergebenden sozialen Beratungsbedarf

eingereicht als

BACHELORARBEIT

an der

HOCHSCHULE MITTWEIDA

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCE

Fakultät Soziale Arbeit

Mittweida, 2017

Erstprüfer: Frau Prof. Wolf

Zweitprüfer: Frau Prof. Niedermeier

Bibliographische Beschreibung und Referat

Smyrek, Lisa:

Betrachtung von Coming-out- Prozessen gleichgeschlechtlich orientierter Jugendlicher sowie des sich ergebenden sozialen Beratungsbedarf. Seiten. Hochschule Mittweida (FH), Fakultät Soziale Arbeit, Bachelorarbeit, 2016.

Diese Bachelorarbeit befasst sich mit den vielfältigen Herausforderungen mit denen sich gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche im prozesshaften Verlauf ihres inneren und äußeren Coming-outs konfrontiert sehen sowie inwieweit sich aus den resultierenden Problemlagen ein Beratungsbedarf für die professionelle soziale Arbeit ergibt, um diese zu bewältigen.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt dabei auf einer ausführlichen Literaturrecherche und Auswertung durchgeführter Studien, um die Situation von gleichgeschlechtlich orientierten Jugendlichen mit ihren konkreten Ängsten und Problemstellungen zu erfassen und mögliche Lösungsmöglichkeiten, auch durch unter anderem beratenden Tätigkeiten sowie Freizeitangeboten professioneller sozialer Arbeit, zu ermitteln.

1	Einleitung	...5
2	Begriffsklärung – Homosexualität	...6
2.1	Sexuelle Identität und Orientierung in der Jugendphase	...8
2.2	Die Lebenssituation gleichgeschlechtlich orientierter Jugendlicher	...10
3	Coming-out-Prozesse	...12
3.1	Das innere Coming-out Jugendlicher	
3.2	Das äußere Coming-out Jugendlicher	...20
3.3	Das Coming-out von Eltern gleichgeschlechtlich orientierter Jugendlicher	... 26
3.4	Das gemeinsame Coming-out als Familie	... 29
4	Beratungsbedarf und Beratungsstrukturen	...31
5	Ausblick	... 35

Quellen- und Literaturverzeichnis

Selbstständigkeitserklärung

1 Einleitung

Es überrascht vielleicht, dass in der heutigen Zeit, in der der Großteil der Bevölkerung jeglichen Formen sexueller Orientierung und Identität zum einen scheinbar offen und tolerant, aber zum anderen auch mindestens genauso aufgeklärt begegnet, fundiertes Wissen über gleichgeschlechtliche Orientierung und Lebensweisen trotzdem immer noch sehr wenig verbreitet ist (vgl. Rauchfleisch 2012, S.7). Im Besonderen sind „Lebensrealitäten von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, deren sexuelle Orientierung und/oder sexuelle Identität nicht gesellschaftlich etablierten heteronormativen Erwartungen entsprechen, [...] für die sozialwissenschaftliche Jugendforschung in Deutschland noch ein sehr junges Thema.“ (Krell 2015, S. 39).

In der Konsequenz kann dies bedeuten, dass gleichgeschlechtlich orientierte Menschen sowie deren Angehörige und Freunde gar nicht unbedingt durch Gefühle der Abneigung oder gar homophobe Einstellungen ihrer Mitmenschen sondern rein durch den Mangel an sozialwissenschaftlich erforschten und verfügbaren, themenbezogenen Informationen, von einer besonderen Hilflosigkeit betroffen sein können. In aller Deutlichkeit fällt dies auf, wenn Jugendliche sich in der Situation wiederfinden, ihre Sexualität und dabei die eigene gleichgeschlechtliche Orientierung zu explorieren. Sie "durchlaufen eine heteronormativ geprägte Sozialisation, in der sie von früh auf lernen, dass die Welt in ausschließlich zwei Geschlechter unterteilt ist, denen jeweils unterschiedliche gesellschaftliche Rollen zukommen“ (Kugler; Nordt 2014, S. 208). Nicht nur bei den jungen Menschen selbst entstehen dann in der differenzierten Auseinandersetzung mit den Themen sexuelle Identität bis hin zum Coming-out eine Reihe von offenen Fragen, begleitet von diversen Unsicherheiten und Ängsten, sondern zu gegebenem Zeitpunkt auch im sozialen Umfeld bei den Angehörigen, in den meisten Fällen zunächst vor-dergründig sogar den Freunden.

Folgend soll mittels Literatur- beziehungsweise Diskursanalyse aufgezeigt werden, wie sich die Bandbreite an Herausforderungen im Prozess der Auseinandersetzung mit der eigenen gleichgeschlechtlichen Orientierung für den Jugendlichen selbst gestalten kann. Des Weiteren wird auf Reaktionen sowie den Prozess der Verarbeitung der Eltern bei der Konfrontation mit der gleichgeschlechtlichen Orientierung des eigenen Kindes eingegangen. Ohne eine Wissensvermittlung und Sensibilisierung sowie Öffnung für das Thema blieben offensichtlich alle persönlichen und innerfamiliären Prozesse beziehungsweise die verschiedenen Coming-out-Phasen deutlich erschwert (vgl. Borchardt; Reinhold 2014, S. 78ff). Diesen entstehenden Beratungsbedarf kompetent und mit fundiertem Wissen aufzufangen ist vordergründig Aufgabe der Fachkräfte der professionellen Sozialen Arbeit beispielsweise in Beratungsstellen von Familienzentren (vgl. ebd, S. 51 ff). Aus diesem Grund wird schließlich auf die Notwendigkeit der Fachkräfte in Fragen der Unterstützung gleichgeschlechtlich orientierter Jugendlicher und deren Familien, aber auch allgemeiner Aufklärungsarbeit beziehungsweise Wissensvermittlung in der aktuellen Beratungsstruktur eingegangen.

2 Begriffsklärung – Homosexualität

Wurden bisher keine genauen Zahlen erhoben beziehungsweise veröffentlicht, wird der Anteil der Bevölkerung mit homosexueller Orientierung laut *Braun/Martin* (2000) im bundesdeutschen Schnitt auf fünf Prozent geschätzt. Teilweise wird auch von bis zu zehn Prozent ausgegangen (vgl. Kugler, Nordt 2014, S. 207). Die Definition des Wörterbuchs für Psychotherapie (Stumm; Pritz 2007, S.278) beschreibt Homosexualität als eine „Bezeichnung für gleichgeschlechtliche Sexualorientierung bei Frauen und Männern. Diese kann sich in Empfindungen, Einstellungen, Sexualverhalten und Partnerwahl manifestieren“.

Durch pathologische Theorien, die sowohl aus medizinischen als auch psychologischen Diskursen der letzten Jahrzehnte hervorgingen, wurde Homosexualität zu einer Störung des Individuums erklärt. Diese Störung bedarf demnach zum Beispiel psychotherapeutische Behandlung um eine „normale“ heterosexuelle Orientierung für den Einzelnen zu erlangen (vgl. ebd). Darüber hinaus wurden verschiedene Untersuchungen bezüglich der Ursachen und Entstehung von homosexueller Orientierung durchgeführt, dabei auch Aspekte einer möglichen Vererbung dessen erforscht. Dies wird seit jeher stets kritisch diskutiert, da letztlich alle Erklärungsversuche zur Frage der Herkunft beziehungsweise Entstehung von Homosexualität, immer ausgrenzend und stigmatisierend wirken (vgl. Petzold; Überschar, 1996, S.56 ff). Zudem wird die Frage aufgeworfen, welchen potentiell schädigenden oder belastenden Einfluss diese Erklärungstheorien auf gleichgeschlechtlich orientierte Menschen haben können. Vor allem wenn sie sich im Jugendalter befinden und gerade mit wichtigen Entwicklungsfragen bezüglich eigener Identität u.a. konfrontiert werden (vgl. ebd).

Des Weiteren ist der Begriff der Homosexualität nicht nur pathologisch konnotiert, sondern wird meist ausschließlich mit schwulen Männern verknüpft, was homosexuell orientierte Frauen ausgrenzt. Im Vordergrund steht oft nur das sexuelle Begehren an sich. Damit wird der emotionale Aspekt, das heißt die romantische Liebe zum eigenen Geschlecht nicht beachtet und somit durch die Fokussierung auf rein sexuelle Präferenzen die Identität des Einzelnen, zu der auch die sexuelle Orientierung gehört, nicht in ihrer Komplexität erfasst (vgl. Krell 2013, S. 5). Die Bezeichnungen „schwul“ und „lesbisch“ werden zwar häufig auch in Fachliteratur verwendet, entstammen allerdings ursprünglich aus diskriminierender Umgangssprache und lösen daher bei vielen Menschen Unbehagen aus, wenngleich viele gleichgeschlechtlich orientierte ihn zur Selbstbezeichnung verwenden (vgl. Rauchfleisch 2011, S. 9). Aus den genannten Gründen wird die Verwendung der Begriffe Homosexualität sowie „Schwule“ und „Lesben“ seltener und durch gleichgeschlechtliche Orientierung abgelöst (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 7).

Geändert haben sich zudem seit den 1990er Jahren einige rechtliche Rahmenbedingungen, so gilt zum Beispiel die Definition der internationalen Klassifikation der Krankheiten, im Englischen ICD-10, von „Homosexualität“ als Krankheit heute nicht mehr. Außerdem wurde 2001 ein Gesetz über eingetragene Lebenspartnerschaften für gleichgeschlechtliche Paar erlassen. Trotz dieser und anderer positiven Entwicklungen der gesetzlichen Grundlagen, sind gleichgeschlechtliche Paare beziehungsweise nicht heterosexuell orientierte Menschen allgemein rechtlich noch immer benachteiligt, unter anderem bei Adoptionen (vgl. ebd).

2.1 Sexuelle Identität und Orientierung in der Jugendphase

Gefühle und Sehnsüchte, die sich auf Menschen des jeweils gleichen Geschlechts ausrichten, entwickeln sich oftmals schon sehr früh in der Adoleszenz. Hinsichtlich der Entwicklung der eigenen sexuellen Identität beziehungsweise der sexuellen Orientierung kommt der Jugendphase somit eine besondere Bedeutung zu (vgl. Kastirke; Kotthaus 2014, S. 265). Dies begründet sich laut *Beier* (2012, S. 274) damit, dass mit dem Ende der Jugendphase die sexuelle Entwicklung im Wesentlichen als abgeschlossen gilt und Veränderungen von Präferenzen und Einstellungen somit nur noch bedingt möglich sind. Er definiert als ein wichtiges Entwicklungsziel im Jugendalter die endgültige Festlegung der sexuellen Organisation beziehungsweise Präferenzstruktur (vgl. ebd). Auch Diplompädagogin Doktor Davina Höblich sagt, „[d]ie Entwicklung einer Geschlechteridentität und ein Bewusstwerden der eigenen sexuellen Orientierung sind Grundfragen in der jugendlichen Identitätsentwicklung. Hiermit verbunden ist die Suche nach Partnerschafts- und Lebensformen.“ (Höblich 2014, S.43).

Sich seiner eigenen sexuellen Identität bewusst zu werden, bedeutet im Grunde sich einem biologischen Geschlecht zugehörig zu fühlen und dieses Zugehörigkeitsgefühl auch emotional zu erleben. Diese Aufgabe der jungen Heranwachsenden ein inneres Bild von Geschlechterzugehörigkeit auszubilden, beinhaltet neben der Akzeptanz der eigenen biologischen Reifung im Zeitverlauf, auch die Fähigkeit Beziehungen zu Gleichaltrigen erfolgreich aufzubauen (vgl. Kastirke; Kotthaus 2014, S. 265f). Beziehungen freundschaftlicher oder romantischer Art zu heterosexuell und/oder gleichgeschlechtlich orientierten Menschen zu führen und zu gestalten, ist in vielerlei Hinsicht essentiell für Entwicklung des Jugendlichen. Neben der Herausbildung sozialer Kompetenzen, wird durch die Sammlung an Erfahrungen eine Basis an eigenen Wünschen und Vorstellungen über zukünftige Partnerschafts- und Lebensformen geschaffen.

Die Geschlechterzugehörigkeit ist ein komplexes Thema mit vielen Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft, Geschlecht und Sozialisation, denn „Im Jugendalter stellt sich die grundlegende Aufgabe der Verbindung von persönlicher Individuation und sozialer Integration lebensgeschichtlich zum ersten Mal“ (Hurrelmann 2012, S.91). Demnach entwickelt sich die Persönlichkeitsstruktur junger Menschen immer aus dem Spiel innerer Anlagen und Umwelteinflüssen heraus (vgl. ebd). Sich definitiv einem Geschlecht zugehörig zu fühlen, ist scheinbar ein stabiles Merkmal einer jeweiligen Person, wird aber vordringlich nach der Frage inwieweit es sich im sozialen Kontext konstruiert, betrachtet und hat nichtsdestotrotz wie kaum ein anderes so grundlegende Auswirkung auf die Sozialisation (vgl. Kastirke; Kotthaus 2014, S. 268).

Die sexuelle Orientierung hingegen kann verschiedene Komponenten umfassen (vgl. Wiemann 2013, S. 26) beziehungsweise „beschreibt die überdauernden, individuell unterschiedlichen Interessen eines Menschen bezogen auf das Geschlecht möglicher Partner_innen“ (Krell; Oldemeier 2015, S. 7). Dies schließt sowohl sexuelles Begehren bzw. Handlungen als auch ein „Sich-Hingezogen-Fühlen“ auf romantisch-emotionaler Ebene ein.

Die jugendliche Sexualentwicklung wird als prägend und teilweise irreversibel beschrieben, wenngleich der Prozess der Entwicklung einer eigenen sexuellen Identität und Bewusstwerdung der jeweiligen sexuellen Orientierung das Ergebnis einer individuellen Biografie darstellt, welche im Zeitverlauf auch auftretenden Veränderungen und unvorhersehbaren Wendungen unterliegt (vgl. Kastirke; Kotthaus 2014, S. 266f).

2.2 Die Lebenssituation gleichgeschlechtlich orientierter Jugendlicher

Gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche sehen unter den gleichen aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen wie alle Gleichaltrigen alterstypischen Entwicklungsaufgaben, wie zum Beispiel die Bewältigung der schulischen Anforderungen, Veränderungen familiärer Strukturen oder Konfrontation mit einem wachsenden Medien- und Konsummarkt, entgegen. Trotzdem befinden sie sich in einer besonderen Lebenslage, welche in großem Maße durch bestehende Normalitätsvorstellungen und den Umgang der Gesellschaft mit sexueller Vielfalt beeinflusst ist (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S.5).

Insgesamt bedeutet das, dass sie beispielsweise eine Vorstellung von sich selbst, ihrer Identität sowie ein Gefühl von Selbstwert entwickeln müssen, unter dem Vorzeichen, dass die Welt um sie herum ausschließlich heterosexuell erscheint und nicht heterosexuelle Menschen verhöhnt werden (vgl. Hark 2002, S. 54). In den gesellschaftlichen Diskursen ist die sexuelle Vielfalt häufiger zum Thema geworden. Sie sind offener und liberaler als noch vor einigen Jahrzehnten (vgl. ebd, S. 5). Es heißt „Heterosexualität [ist] nicht mehr der unangetastete Inbegriff des richtigen Sexuallebens“ (Sigusch, 2013 S. 547). Dennoch herrschen konservative Standpunkte vor und das Konzept der Heteronormativität, welches als gesellschaftlich erzeugte Norm eine Normalitätsvorstellung festigt, bei der die zwei biologisch sowie sozial verschiedenen Geschlechter sich sexuell am jeweils anderen Geschlecht orientieren (Höblich 2014, S.43).

Das bringt anders sexuell orientierte Jugendliche in eine „vulnerable[...] Lebenssituation“, indem sie durch ihr Abweichen von der Norm nicht nur dem Risiko der Exklusion durch die Gesellschaft ausgesetzt sind, sondern ihnen beispielsweise auch Defizite zugeschrieben und mit zahlreichen Stigmata begegnet wird (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 6). Diskriminierungserfahrungen von Heranwachsenden mit nicht heteronormativen Präferenzen sind, laut dem vom Deutschen Jugendinstitut durchgeführten Forschungsprojekt *„Coming-out – und dann ...?!“*, häufig vorkommend und werden als individuelles Erleben, das heißt in verschiedenster Form, von merkwürdigen Blicken bis hin zu Beleidigungen und Gewalt beschrieben. Zweiundachtzig Prozent der dort befragten Jugendlichen, gaben demnach an, wegen ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität bereits mindestens einmal Opfer von Diskriminierung geworden zu sein (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 29). Homophobe Sprache wird als häufigste Form der Diskriminierung genannt und geht als Erfahrung sowohl in der Familie als auch in anderen Sozialisationsräumen vor allem mit dem Gefühl von Beschämung einher (vgl. Höblich 2014, S. 44 f).

Insgesamt beschäftigt sich die Studie mit den Lebenssituationen, insbesondere Coming-out-Verläufen von sogenannten lesbisch, schwul, bisexuell und trans-Jugendlichen (LSBT), um dem bestehenden sozialwissenschaftlichen Forschungsdefizit zu diesem Thema mit neuen Erkenntnissen entgegenzuwirken. Dafür wurden vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert, bundesweit qualitative Interviews sowie eine quantitative Online-Erhebung mit über fünftausend LSBT-Jugendlichen durchgeführt (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 4). Bereits im Jahr 2011 wurden durch *Sielert* und *Timmermann* die eher wenig vorhandenen Informationen zu Lebenslagen und Bedingungen des Aufwachsens von LSBT-Jugendlichen erfasst und zusammengetragen. Mittels fünf Themenschwerpunkten, darunter „allgemeine Lebenssituationen“ und „Umgang mit dem Thema Homosexualität in Schule und Jugendhilfe“, wurde der derzeitige Forschungsstand versucht systematisch abzubilden (vgl. Krell 2014, S.39).

Ein großes Ziel, welches die genannten Studien definiert haben, ist es, mit der Auswertung der Forschungsergebnisse politische sowie (sozial)pädagogische Handlungsbedarfe sichtbar zu machen und in Diskussion zu stellen.

3. Coming-out-Prozesse

3.1 Das innere Coming-out Jugendlicher

Selbst der *Duden* (2016), der die Allgemeinbildung unterstützend die deutsche Rechtschreibung sowie die Bedeutung von Begrifflichkeiten erklärt, kennt heutzutage das aus dem Englisch stammende Wort des Coming-out und beschreibt es als ein „absichtliches, bewusstes Öffentlichmachen von etwas“. Des Weiteren wird in dieser Kurzdefinition darauf verwiesen, dass der Begriff im Besonderen für das Coming-Out mit der eigenen Homosexualität verwendet wird. Was der Allgemeinheit allerdings daraus nicht deutlich wird, ist, dass tatsächlich jedoch hinter diesem scheinbar so simplen sowie womöglich einmaligen öffentlichen Geständnis vielmehr lange, von individuellen Herausforderungen geprägte Prozesse der Selbstreflektion stecken (vgl. Göth; Kohn 2014, S. 57). Der Ausdruck „Coming-out of the closet“ ist geschichtlich durch die sogenannte Stonewall-Revolution geprägt und heißt wörtlich übersetzt eigentlich „sich nicht im Schrank zu verstecken“.

Die Formulierung Coming-out verlangt, wie die Menschen im Jahr 1969 bei eben genanntem Aufstand, sich mit seiner sexuellen Orientierung nicht mehr länger öffentlich verheimlichen zu müssen und fordert Akzeptanz sexueller Vielfalt und deren Lebensweisen entgegen allen heteronormativen Erwartungen (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 9). Trotz dessen bereits damals gesellschaftliches Umdenken einsetzte und neben allen positiven, anererkennenden Veränderungen, besteht bis heute weiterhin die Notwendigkeit für gleichgeschlechtlich orientierte Menschen sich dem Coming-out zu stellen.

Insgesamt beschreibt es zunächst „die Entwicklung von der ersten Ahnung, „anders als die anderen“ zu sein, bis hin zu der akzeptierenden Gewissheit, sexuell-erotisch auf Angehörige des eigenen Geschlechts [...] orientiert zu sein“ (Beier 2012, S.775). Das Coming-out ist gleichzeitig aber nicht nur auf die Person selbst und ihre zunehmende Gewissheit gegenüber der eigenen individuellen, nicht heterosexuellen Gefühlswelt zu reduzieren, sondern erscheint „als ein komplexer Prozess der Selbst-Bildung in sozialen Praktiken“ (Hark 2002, S.54). Dieses wie bereits erwähnt prozesshafte Erleben, erfolgt unter zwei Aspekten. Folgend zunächst Ausführungen zum ersteren, dem inneren Coming-out beziehungsweise der „Phase der Bewusstwerdung“ (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 6).

Diese Phase hat eine individuell lange Dauer, kann sich über Jahre oder sogar Jahrzehnte erstrecken und findet ihren Beginn ganz unabhängig vom Alter. Sehr häufig jedoch stellt sich ein Gefühl des „Bewusst-Werdens“ recht früh, teilweise als ein Bemerken des „Anders-Sein“ bereits in der Kindheit oder in der Pubertät ein (vgl. ebd, S. 12). Besonders mit einsetzen der Pubertät verändert sich der Körper und Hormonhaushalt sehr, was den Prozess der inneren Aushandlung verstärkt. Bei der Frage nach dem Zeitpunkt der tatsächlichen Bewusstwerdung über die gleichgeschlechtliche Orientierung lag der größte Anteil der befragten Jugendlichen laut Daten der Studie *„Coming-out – und dann ...?!“* bei den Altersangaben dreizehn bis sechszehn (vgl. ebd).

„Tatsächlich wird auf die Frage nach dem Coming-out zumeist mit der Angabe eines Lebensalters und/oder mit einem besonderen Ereignis der Offenbarung der sexuellen Orientierung geantwortet. Die Diversität der Angaben ist dabei enorm und spiegelt damit wieder, wie komplex und lebenslang fortdauernd der Prozess des Coming-outs ist“ (Göth; Kohn 2014, S. 50).

Wie individuell die Empfindungen beim inneren Coming-out sind zeigt, dass ein Viertel der in „*Coming-out – und dann ...?!*“ befragten Jugendlichen angibt, dass diese Phase als „einfach“ empfunden worden ist. Die Gefühlslage beim Rest schien sich komplizierter zu gestalten, denn den Angaben zufolge stufte der größere Anteil dieses Bewusstwerden als „mittel“ bis sogar „schwierig“ ein (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S13). Es wird in genannter Studie, neben der Hervorhebung der großen Bedeutung der Prozesse dieser Phase, sogar als zentrales Ergebnis formuliert, dass die Auseinandersetzung und Bewältigung deutlich belastend ist.

Zum Hauptgrund für dieses überwiegend negative Empfinden der Jugendlichen berichteten diese von einem Gefühl großer Unsicherheit, auch weil ihnen laut Angabe zugängliche Informationen zur Erklärung ihrer eigenen Situation lange Zeit fehlten. Es standen keine Begrifflichkeiten zu Verfügung, die ihrer Gefühlswelt den richtigen Ausdruck verleihen könnten (vgl. ebd). Häufig stellen sich Jugendliche auch die Frage, woran sie ihre gleichgeschlechtliche Orientierung an sich letztendlich definitiv erkennen und mit Bestimmtheit definieren können (vgl. Krell 2013, S.25). Das heißt im Gegensatz zu heterosexuellen Peers, versuchen sie sozusagen „Beweise“ für die Bestätigung der nicht heterosexuellen Entwicklung zu finden (vgl. ebd).

Die Verunsicherung resultierte demnach einerseits aus einer Kombination aus der Wahrnehmung „nicht-passend“ oder „anders“ zu sein, welcher die jungen Heranwachsenden gleichzeitig „Unzulänglichkeit und Nicht-Liebenswertigkeit“ (Göth; Kohn 2014, S. 54) zuschreiben. Das bedeutet sie fühlen sich, als wäre etwas an ihnen schlecht oder nicht richtig, haben dies auch noch selbst verschuldet und können es darüber hinaus nicht einmal ändern. So scheinen die Jugendlichen sich als Versager zu erleben, die letztlich nicht liebenswert sind (vgl. ebd). Andererseits entspringt die Verunsicherung aus einem gleichzeitigen Mangel an eigenen Worten, mit denen sie sich zunächst selbst sinngebend erklären können.

Diese Sprachlosigkeit führt unter anderem dazu, dass viele Jugendliche „ihre „wahren Gefühle“ über einen längeren Zeitraum [...] verdrängen“ und auch mit niemandem darüber sprechen (Krell; Oldemeier 2015, S. 13). „Die meisten Jugendlichen mit nichtheterosexueller Entwicklung erleben eine Phase, in der starke Einsamkeitsgefühle, teilweise begleitet von sozialem Rückzug und Isolation, vorherrschen“ (Göth; Kohn 2014, S. 57).

Die psychischen Belastungen sind hoch, sodass sich in Folge Schamgefühle gegenüber der eigenen unterdrückten sexuellen Identität entwickeln. Auch besteht im Vergleich zu heterosexuellen Peers ein um ein Vielfaches höheres Risiko der Ausbildung psychischer Störungen und Ausprägung psychosomatischer Symptome, wie Depressionen und selbstverletzenden Verhalten bis sogar Suizid (vgl. ebd). „Erfahrungen mit Scham und Beschämung sind für die Betroffenen in ihrer intellektuellen, emotionalen und gesundheitlichen Entwicklung, in der Bewältigung von Entwicklungsherausforderungen im Identitätsaufbau folgenreich“ (Höblich 2014, S. 45, zit. n. Hafener 2013, S. 114). Es entsteht eine Diskrepanz zwischen den persönlichen Wünschen und bei sich wahrgenommenen Gefühlen sowie verinnerlichter Moralvorstellungen und der allgegenwärtigen ablehnenden Reaktionen aus der Umwelt (vgl. Kulger; Nordt 2014, S. 209). Identitätsprobleme und psychosoziale Belastungen, die bei den Jugendlichen in der Folge entstehen können, verlangen professionelle Beratungs- und Unterstützungsarbeit sowie Therapie und „zeigen die Relevanz des Themas für die Schule und die Kinder- und Jugendhilfe.“ (Höblich 2014, S. 45).

Natürlich machen gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche neben all den Schwierigkeiten auch positive Erfahrungen, erleben beispielsweise enge, vertrauensvolle Freundschaften, das erste Verliebtsein. „Doch bisher erleben sie all diese Dinge noch in zu geringem Maße, zu selten und zu spät, weil sexistische, transphobe und homophobe Diskriminierungen ihre Entwicklungsmöglichkeiten einschränken“ (Kugler; Nordt 2014, S. 210). Das führt dazu, dass die Zeit der Bewusstwerdung allzu häufig als Zeit von Entbehrungen und vordergründig massiven Ängsten wahrgenommen wird.

Die Bandbreite der verschiedenen Ängste ist dabei groß. Am meisten befürchten Jugendliche wegen ihrer gleichgeschlechtlichen Orientierung negative Konsequenzen wie Ablehnung sowie Ausgrenzung zu erfahren (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 13).

Jugendliche sind stark eingebunden im Rahmen der Bildungseinrichtung Schule, wobei „der erziehungs- und sozialwissenschaftlich offensichtliche Charakter der Schule als verpflichtende Bildungs- und Sozialisationsinstitution für die sie besuchenden Jugendlichen nicht im Vordergrund steht.“ (Kastirke; Kotthaus 2014, S. 270). Viel wichtiger ist, dass Schule für Jugendliche ein Lebensraum jenseits der Familie darstellt, in dem sie sich im Kontext verschiedener Gruppen von Peers bewegen und vergemeinschaften (vgl. ebd). Neben sozialer Gemeinschaft stellt Schule vor allem innerhalb der Peergruppen aber auch eine Art soziales Bewährungsfeld dar. In der Pubertät sind stereotype Geschlechterrollen von besonderer Bedeutung, weshalb entsprechendes Verhalten positive Reaktionen mit sich bringt. Weicht allerdings jemand zum Beispiel durch gleichgeschlechtliche sexuelle Orientierung von den Geschlechterrollen ab, wird dies unter anderem durch Ignoranz oder Beleidigungen stark sanktioniert (Göth; Kohn 2014, S. 55). Es scheint „die Ursache für die Diskriminierung von Schwulen und Lesben [...] [ist] die unterstellte Abweichung von den akzeptierten Formen von Männlich- und Weiblichkeit. Nicht die vermeintlich andere Sexualität, sondern der unterstellte Bruch mit der vorgeschriebenen Geschlechtsidentität“ (Hark 2002, S. 57). Aus diesem Grund fürchten Jugendliche im Sozialisationsbereich Schule bei Öffnung bezüglich der eigenen sexuellen Orientierung ein Abwenden von Gleichaltrigen und Freunden in hohem Maße, gleichfalls auch Formen von Abwertung und andere Verletzungen (vgl. Höblich 2014, S 45).

Große Anspannung entsteht bei den Jugendlichen auch in Hinblick auf ein mögliches Coming-out im Familienkreis. Die Angst bei sowohl wirtschaftlicher als auch emotionaler Abhängigkeit von der eigenen Familie, deren Mitglieder durch eine Abwendung aufgrund der sexuellen Orientierung zu verlieren, ist enorm (vgl. Krell 2014, S.40).

Zudem erwarten mehr als fünfzig Prozent der in „*Coming-out – und dann ...?!*“ befragten Jugendlichen, dass man als junge Erwachsene in Bildungseinrichtungen sowie später in der Arbeitswelt, wegen seiner nicht heteronormativen sexuellen Ausrichtung negative Konsequenzen, Probleme oder Einschränkungen erfahren wird (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 13).

Die Schwierigkeiten, die im Zusammenhang mit der nicht heterosexuellen Orientierung stehen, nehmen im Alltag der Heranwachsenden allgemein sehr viel Platz ein. Die Überforderung durch etwaige Belastungen lässt die Beschäftigung mit anderen Sorgen und relevanten alterstypischen Themen in den Hintergrund fallen (Krell 2013, S.9 f). Zum Beispiel werden Schulnoten oder die Ausbildungsplatzsuche unwichtig. Gleichfalls verzichten viele aus Angst in ihrer „Andersheit“ aufzufallen auf die Beteiligung in Sportvereinen und ziehen sich eher zurück. Das kann bedeuten, dass Kontakte abreißen und Gefühle von Einsamkeit entstehen, was weitere Ängste schürt und wiederum das Risiko für bereits erwähnte Depressionen und Suchtmittelkonsum erhöhen. Dass gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche, aufgrund ihres Alters und ihrer Lebenssituation, ein erhöhtes Suizidrisiko haben, deutet auf das gewaltige Ausmaß an Mehrbelastung hin (vgl. ebd S.10). Besonders zu erwähnen ist der Zusammenhang zwischen den Reaktionen der Eltern auf ein Coming-out des Kindes und dem Risiko eines Suizidversuchs. Fallen die elterlichen Reaktionen besonders ablehnend aus, scheinen betroffene Jugendliche ein vielfach höheres Risiko zu haben, tatsächlich einer Selbsttötungsabsicht zu folgen (Göth; Kohn 2014, S. 58).

Man kann feststellen dass, die Ausbildung eines positiven Selbstbildes für gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche durch heteronormative Sozialisationserfahrungen erschwert ist. Sie haben aufgrund vieler Fragen und Zweifel, Angst vor Reaktionen der Umwelt und entwickeln relevante Zukunftsängste. Alle Belastungen verkomplizieren die Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen Orientierung beziehungsweise Identität enorm, machen es zu einem langen sowie komplexen Prozess, der ohne familiäre aber auch professionelle Unterstützung und Beratung bis hin zur erwähnten Unterdrückung von Gefühlen führen kann.

So ist die „Aufgabe der Beratung [...] vor allem, den Ursprung von Befürchtungen im Zusammenhang mit einer homosexuellen Orientierung zu ergründen und im gemeinsamen Gespräch zu entkräften“ (Beier 2012, S. 775).

Um das ambivalente Gefühlschaos ihres inneren Coming-out bewältigen zu können, nutzen viele Jugendliche verschiedene Medien als erste Anlaufstelle, meist zunächst zur Suche nach Informationen. Wichtig ist ihnen dabei vor allem, dass sie allein und anonym recherchieren können, um ihre Unsicherheiten ein Stück weit abzubauen (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 14). Dabei helfen vorrangig Internetseiten wie beispielsweise die des Jugendnetzwerk Lambda und spezifische Foren zum Thema sexuelle Orientierung und Identität, da sie einen niederschweligen Zugang haben und nahezu in unbegrenzter Zahl zur Verfügung stehen (vgl. Krell 2013, S. 12). *Krell* beruft sich auf Angaben des GLSEN (Gay, Lesbian and Straight Education Network) und sagt LSBT-Jugendliche in ihrer Gesamtheit „sind täglich durchschnittlich fünf Stunden, und damit 45 Minuten länger als ihre heterosexuellen Peers, online“ (ebd). Auf den Internetseiten erfahren die Jugendlichen Gewissheit, nicht die einzigen zu sein, die unter heteronormativen Vorgaben leiden. Sie erkennen, dass sie nicht allein sind mit ihren speziellen Belastungen sondern begreifen sich erstmals als Mehr- statt Minderheit. Sogenannte Communities, das heißt Netzwerke von nicht heterosexuellen Menschen, die gemeinsame Themen und Herausforderungen teilen, werden sichtbar (vgl. Göth; Kohn 2014, S. 60). Besonders sicherheitsstiftend und hilfreich ist es zudem auch, endlich auf Begriffe zu stoßen, die genau treffend Gefühle und die persönliche Lebenslage beschreiben können. Das Internet ermöglicht durch veröffentlichte Berichte und Erzählungen auch erstmals ein Einblick in die Lebenssituationen und Coming-out-Verläufe anderer sowie einen online Austausch. Sich noch in der Phase der Bewusstwerdung zu trauen, das erste Mal in eine Kommunikation über den aktuellen Prozess der Exploration der eigenen Sexualität zu treten, ist ein großer Schritt und eine Überwindung für die meisten Jugendlichen (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 14). Das Netz wird dabei als relativ geschützter Raum empfunden und ermutigt deshalb dazu auf spezifischen Seiten aktiv zu sein.

Generell hilft das Erleben einen Weg der aktiven Auseinandersetzung gefunden zu haben sehr, seine eigenen Empfindungen zuzulassen und sich zu öffnen. Insbesondere Jugendlichen aus abgelegenen, ländlichen Regionen fehlen andere Zugänge, weshalb sie und Menschen mit niedrigem Bildungsabschluss Internetquellen in verstärktem Maß nutzen (vgl. ebd). Da viele jedoch eine persönliche Beratung und den direkten Kontakt zu gleichgesinnten Peers bevorzugen, kann das Netz als beliebtes Medium kleine, spezialisierte Beratungsstellen und Freizeitangebote am Wohnort nicht ersetzen (vgl. Krell 2013, S. 12).

Auch Berichte oder öffentliche Personen aus TV und Fernsehen können den Jugendlichen positive Anstöße geben, da die Sichtbarkeit und verstärkte Akzeptanz von gleichgeschlechtlicher Orientierung in der heutigen Gesellschaft oft porträtiert wird. Gleichzeitig ist das medial Gezeigte allerdings weit weg von den Lebensrealitäten junger Heranwachsender (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 14). Im Alltag fehlen in den meisten Fällen lebensnahe Rollenmodelle im direkten Umfeld und somit auch die realistischen Eindrücke darüber, was gleichgeschlechtlich orientiert zu sein heißt (vgl. Krell 2013, S. 14). „Sexuelle Vielfalt im Sinne von Identität und Lebenskonzept ist ihnen kaum bekannt“, was das innere Coming-out erschwert (ebd). Lebensnahe Vorbilder sind demnach vordergründiger und mediale Darstellungen von gleichgeschlechtlichen Lebensformen zu weit vom eigenen Lebenskontext entfernt sowie nicht der Realität entsprechend. Das bedeutet in der Konsequenz, dass trotz der Vorteile problematische Aspekte von Medien nicht übersehen werden dürfen. Ob nun aufgrund der unüberschaubare Masse an Informationen oder wegen der Frage nach tatsächlich bestehender Anonymität während der Nutzung bestimmter Webinhalte, Medieninhalte und deren Nutzung sollten stets kritisch beäugt werden (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 14).

3.2 Das äußere Coming-out Jugendlicher

Oft erstreckt sich die Dauer der innerlichen Auseinandersetzung mit der eigenen gleichgeschlechtlichen Orientierung über einen langen Zeitraum, der zunächst einsam ist. Haben „Jugendliche mit nicht-heterosexueller Entwicklung zumeist niemanden, dem sie sich anvertrauen können oder wollen (Göth; Kohn 2014, S. 57), müssen sie zunächst großen Mut aufbringen, um sich anderen gegenüber zu öffnen (vgl. ebd). Über die Zeit wächst der Wunsch nach Unterstützung und die Jugendlichen sehnen sich danach, endlich in sozialen Kontexten über ihre teils verwirrenden Empfindungen sprechen zu können. „Ein enormer Handlungs- und Leidensdruck [baut sich auf], der schlussendlich zum ersten [äußeren] Coming-out führt“ (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 15). Es wird bewusst erstes äußeres Coming-out genannt, da man nicht von einem einmaligen, abgeschlossenen Ereignis oder Going public, das heißt ein mit seiner sexuellen Orientierung `an-die- Öffentlichkeit-gehen`, sprechen kann. Im Laufe des Lebens werden gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche in verschiedenen Lebensbereichen mit der Entscheidung konfrontiert werden, sich zu outen oder nicht. Deshalb kann ein Coming-out nie vollständig abgeschlossen sein, sondern muss als ein lebenslanger, höchst individueller Prozess verstanden werden. Es wird kein Ziel definiert oder was unter einem erfolgreichen Ausgang des Prozesses zu verstehen ist, sondern bleibt in der Biografie vielmehr ein stetes situationsspezifisches Aushandeln des Einzelnen (vgl. ebd, S.9).

Wie bereits erwähnt, dauert es oft Jahre von der Phase der Bewusstwerdung bis der Mut zum ersten Going public aufgebaut ist. Der Großteil der Jugendlichen sei sich bereits vor dem achtzehnten Lebensjahr über die eigene sexuelle Orientierung sicher. So stelle sich zumeist schon mit vierzehn Jahren das Bewusstsein für die eigenen gleichgeschlechtlichen Präferenzen ein (vgl. Krell 2013, S. 22). Im Schnitt waren Jugendliche dann bei ihrem ersten äußeren Coming-out rund siebzehn Jahre alt. Das bedeutet das ein Großteil der Jahre der Adoleszenz im Wesentlichen durch diese Prozesse geprägt sind (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 15).

Waren bisher vielerlei Bedenken und Ängste verhindernde Gründe, werden im Zeitverlauf der Pubertät andere Bedürfnisse laut. Die Jugendlichen nennen als Hauptmotive für ein öffentliches Ansprechen ihrer sexuellen Orientierung den Drang endlich mit jemandem offen über tiefliegende Gefühle zu sprechen sowie den Wunsch sich nicht mehr zwanghaft verstellen zu müssen, sondern besondere, individuelle Aspekte der eigenen Person endlich ausleben zu können (vgl. Krell 2013, S. 22). Für einen kleinen Anteil geschieht das Coming-out unfreiwillig, was sich zusammen mit einem bereits bisherigen schwierigen Verlauf und den jeweiligen Reaktionen der Umwelt stark negativ auf das Individuum auswirken kann. Ist das äußere Coming-out selbstständig geplant und gewollt, wird das Ereignis meist als extrem erleichternd und positiv wahrgenommen. Überwiegend stehen die extremen Befürchtungen der Jugendlichen vor dem Going public in eindeutigem Kontrast mit den als gut und sehr gut bewerteten tatsächlichen Reaktionen der Umwelt (vgl. Göth; Kohn 2014, S. 57). Diese können allerdings die persönliche Bedeutung des bisher geführten langen Kampfes mit Ratlosigkeit und Unsicherheit nicht schrumpfen.

Um sich erstmals zu outen, werden ein vertrautes Umfeld sowie eine gut einzuschätzende Vertrauensperson als äußerst hilfreich beschrieben. Aus diesem Grunde bevorzugen auf dem ersten Platz zwei Drittel der Heranwachsenden nahestehende Personen aus dem Freundeskreis und an zweiter Stelle die Mutter als erste Ansprechpartnerin (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 17). Die Wahrscheinlichkeit die Reaktion im Vorfeld absehen zu können und auf Verständnis zu treffen ist höher und damit sicherheitsstiftend. „Erfreulicherweise steigt auch die Zahl der Eltern, die eine mögliche nicht-heterosexuelle Entwicklung ihrer Kinder nicht nur negativ bewerten und entsprechend validierend und selbstwertstärkend reagieren können“ (Göth; Kohn 2014, S. 55). Davon profitiert die Interaktion und Beziehung zwischen Eltern und Kind.

Die enge emotionale Bindung und das Vertrauen zu Freunden, darunter auch online-Bekanntschaften, zeigt die Bedeutung freundschaftlicher sozialer Kontakte. Entscheidender Grund sich ihnen gegenüber zuerst öffentlich zu outen ist aber auch die Tatsache, dass Freundschaften in aller Regel freiwillig gewählt sind und dadurch eine geringere Abhängigkeit, zum Beispiel auf finanzieller Ebene besteht (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 17). Jugendliche können sich bei unangenehmen oder negativen Reaktionen einfacher aus freundschaftlichen als aus familiären Beziehungen zurückziehen. Jedoch wird mit drei Viertel aller befragter Jugendlicher der Studie „*Coming-out – und dann ...?!*“ die Ablehnung von Freunden als die größte Befürchtung angegeben, was die Wichtigkeit von Gleichaltrigen und Peers nochmals sichtbar macht (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 17).

Trotzdem für die meisten der Freundeskreis einen stabilen Rückhalt darstellt und Unterstützung bietet, haben Jugendliche auch negative Ereignisse erlebt. Besonders schlimm empfanden sie, das Gefühl nicht ernst genommen zu werden, ein unfreiwilliges Outing durch Freunde bei anderen Bekannten sowie Diskriminierungen. Die Formen der Diskriminierung variieren von verbalen Übergriffen bis hin zu Gewaltandrohung (vgl. Krell 2013, S.10). Problematische Erfahrungen gestalteten sich im engeren Freundeskreis dennoch weit weniger belastend und waren geringer als im familiären oder schulischen Kontext (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 17).

Im familiären Umfeld wird zumeist das äußere Coming out als am schwierigsten bewertet. Es wird besonders durch die starke emotionale Bindung und wirtschaftliche Abhängigkeit erschwert (vgl. Krell 2013, S.10). Die Möglichkeit Ablehnung durch Familienmitglieder zu erfahren, wird als zweitgrößte Angst angegeben. Ein weiteres Mal wird die Bedeutung einer akzeptierenden Haltung der Eltern zur nicht heterosexuellen Entwicklung des eigenen Kindes dadurch hervorgehoben, dass diese besonders positive Auswirkungen auf die psychische Gesundheit des Kindes hat und dessen weitere Entwicklung stabilisiert (vgl. ebd).

Aus der Sorge heraus innerhalb der Familie, auf eine abwertende Einstellung zu treffen, starten viele Jugendliche zunächst Versuche, das Thema sexuelle Orientierung und Identität mehrfach anzusprechen und es fällt auf, dass das Thema sexuelle Vielfalt noch vor tatsächlichen Coming-out-Versuchen in diesen Familien präsenter ist als in anderen. Die Jugendlichen wollen so einen Eindruck davon gewinnen, wie gleichgeschlechtliche Orientierung durch einzelne Familienmitglieder bewertet wird und welche Haltung sie dazu einnehmen. Diese Informationen ermöglichen es, Reaktionen auf die eigene gleichgeschlechtliche Orientierung besser einzuschätzen. Am ehesten wird dann die Mutter als erste Ansprechpartnerin gewählt und erst später auf Vater beziehungsweise vorhandene Geschwister zugegangen oder aber dieser Schritt wird ausgelassen (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 19). „Mitunter scheint das Coming-out für die gewählten Vertrauenspersonen keine Überraschung zu sein, da sie diese Entwicklung bereits vermutet oder erwartet hatten.“ (ebd, S. 17). Ist dies jedoch nicht der Fall, wird von einer Art Schockmoment für die Eltern oder jeweiligen vertrauten Menschen berichtet, der dadurch begründet ist, dass bisher tatsächlich keine Vorahnung bezüglich der gleichgeschlechtlichen Orientierung des eigenen Kindes, Angehörigen oder Freundes vorhanden war. „Die meisten Eltern werden jedoch von den homosexuellen Neigungen ihre Kindes überrascht“, sie haben bisher nur bemerkt, dass es sich „irgendwie“ auf eine Art verändert hat (BZgA o.J., S.34). Der Schock darüber bedeutet nicht zwangsläufig, dass eine grundsätzlich abwertende Haltung dahinter steckt oder die sexuelle Orientierung nicht akzeptiert werden wird. Oft ist dies nur die Momentaufnahme beziehungsweise prompte Reaktion der nun eingeweihten Familienmitglieder oder Freunde. Wenn sich der erste Schock der neuen Situation gelegt hat, arrangieren sich die meisten Eltern beispielsweise mit der Lebensweise ihres Kindes und es stellt sich Akzeptanz ein. Bis dahin können etwaige negative Reaktionen für den Jugendlichen aber sehr verletzend sein. Insbesondere wenn Jugendliche nicht ernst genommen und die gleichgeschlechtliche Orientierung als nicht echt sondern lediglich als pubertäre Phase abgetan wird (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 19).

Dabei spricht die Familie dem Jugendlichen quasi die in langen, schwierigen Aushandlungsprozess des inneren Coming-out endlich erworbene Sicherheit bezüglich der eigenen sexuellen Präferenz ab.

Die Bandbreite der Reaktionen wird von unkomplizierter, sofortiger Akzeptanz bis hin zum Extrem des Beziehungsabbruchs als sehr vielfältig beschrieben. Viele Jugendliche werten das familiäre Coming-out negativer als das im Freundeskreis und haben sich bewusst gegen ein Coming-out den Eltern und/oder Geschwistern gegenüber entschieden. Da das Comingout überhaupt der einzige Anlass für viele Heranwachsende ist, das Thema sexuelle Vielfalt auf den Tisch zu bringen, wird es als „unangebracht, unmöglich oder unnötig“ eingestuft. (vgl. ebd). Die bereits mehrfach genannte Studie von *Krell* erwähnt auch, dass geschlechtsspezifische Unterschiede, etwa zwischen der Reaktion der Mutter und des Vaters deutlich werden. Väter oder allgemein männlichen Verwandten fiel es schwerer und sie bräuchten demnach länger die sexuelle Orientierung zu akzeptieren.

Jugendliche „differenzieren sehr genau, in welchen Lebensbereichen ein Coming-out möglich, nötig oder unmöglich ist“ (*Krell* 2013, S. 34). Während ein Coming-out im erweiterten Familienkreis gegenüber Cousins etwa, je nach Häufigkeit des Kontaktes in vielen Fällen gar nicht notwendig wird, kann es gegenüber den Großeltern nochmal kompliziert werden. Viele Jugendliche haben eine enge Bindung und guten, regelmäßigen Kontakt zu Oma und Opa, was den Zugang zu ihnen und eine mögliche Gesprächsaufnahme zunächst erleichtert. In manchen Fällen steht dem Wunsch der Jugendlichen mit den Großeltern als Bezugspersonen offen sprechen zu wollen allerdings der Unwille der Eltern gegenüber. Wenn die Eltern nicht wollen, dass ein Coming-out des Kindes stattfindet, kann das für jenes zu einem Dilemma führen, da die Gefahr besteht, dass es praktisch zwischen die Stühle von wichtigen Bezugspersonen gerät. Großeltern haben zwar das allgemein verbreitete Wissen, darunter auch Vorurteile und Stigmata, doch mangelt es ihnen oft an erweitertem, fundiertem Wissen über sexuelle Vielfalt insbesondere gleichgeschlechtlicher Orientierung (vgl. *Krell; Oldemeier* 2015, S. 20).

Trotzdem zeigen sie sich bei einem Coming-out des Enkelkindes als sehr verständnisvoll und am allerwichtigsten bleiben, aufgrund der positiven Reaktion im Sinne einer Vertrauens- und Bezugsperson für die Jugendlichen erhalten (vgl. Krell 2013, S. 41).

In der Studie *Coming-out – und dann...?!* werden Bildungs- und eventuelle Arbeitsorte als elementare Lebensbereiche beschrieben, welche man zum einen nicht wirklich dauerhaft meiden kann und zum anderen sehr konfliktbelastet sein können (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 21). Jugendliche mit gleichgeschlechtlicher Orientierung berichten, dass sie das Gefühl eines Kontrollverlusts haben, da sich Gerüchte oder Informationen zum Beispiel innerhalb der Schule sehr rasch ungewollt verbreiten und negative Folgen haben (vgl. ebd). Ein Coming-out für Jugendliche wird oftmals durch sichtbare Homophobie, soziale Ausgrenzung und Mobbing sehr erschwert. Homophobe Sprache ist eine der häufigsten Arten der Diskriminierung. So wird die gleichgeschlechtliche Orientierung tatsächlich ausgelacht oder durch abwertende Äußerungen lächerlich gemacht. Als Schimpfwort wird unter anderem das Wort „schwul“ noch immer weitläufig verwendet (Höblich 2014, S. 44). Verbale Anfeindungen besonders gegenüber männlichen, nicht heterosexuellen Jugendlichen sind in der Überzahl ausschließlich sexuell konnotiert, was verdeutlicht dass die gleichgeschlechtliche Lebensweisen stark nur auf Sexualität und sexuelle Praktiken reduziert werden (vgl. Krell 2013, S. 38). „Lehrer[_Innen] und Jugendarbeiter[_innen] gehen mit dieser und anderen Formen homophober sozialer Ächtung durch Gleichaltrige in den Jugendgruppen und Schulklassen oft nicht um“ (Hark 2002, S.55). Zum einen weil es an Bewusstsein für homophob motivierte Beschimpfungen mangelt und zu anderen, da möglicherweise eigene stereotype Zuschreibungen wiedergespiegelt werden (vgl. ebd).

Um problematischen Situationen aus dem Weg zu gehen, warten Jugendliche daher mit ihrem Coming-out häufig bis bestimmte Lebensbereiche wie die Schule an Macht und Bedeutung verlieren, etwa wenn sie kurz davor sind in eine Ausbildung zu wechseln.

Ist die eigene sexuelle Orientierung bereits öffentlich geworden, was negative Erlebnisse zur Folge hatte, gibt es die Strategie des „Zurückoutens“ oder das versuchte Coming-out wird totgeschwiegen (vgl. Krell 2013, S. 39). Eine weitere Möglichkeit besteht für die Jugendlichen darin, heterosexuelle Kontakte und Beziehungen zu erfinden, um sozusagen wieder zur Peer-Gruppe dazuzugehören. Allerdings teilen die Jugendlichen nicht tatsächlich den gleichen Lebensstil, womit diese Art Doppelleben zumeist die Einsamkeit und Isolation verschärft sowie das Selbstwertgefühl mindert (vgl. Hark 2002, S. 56).

3.3 Das Coming-out von Eltern gleichgeschlechtlich orientierter Jugendlicher

Bereits in Punkt 3.2 angesprochen, wird ein familiäres Coming-out von den Jugendlichen als deutlich schwere Herausforderung empfunden, auch weil in ihnen eine große Angst vor unerwarteten Reaktionen von Seiten der Eltern wohnt. Häufig reagieren diese dann bei der erstmaligen offenen Ansprache der sexuellen Orientierung vom eigenen Kind mit einer Art Schock, vor allem wenn sie mit größter Selbstverständlichkeit von der Heterosexualität von Sohn oder Tochter überzeugt waren.

In der Regel sind Eltern genau wie öffentliche Einrichtungen, darunter Schulen, schlecht bis gar nicht auf eine nicht heterosexuelle Entwicklung von Heranwachsenden vorbereitet. Reaktionen der Abwehr und Überforderung sind deshalb nicht selten und erschweren eine unterstützende Begleitung des Jugendlichen (vgl. Hark 2002, S. 54). „Ebenso wie Lesben und Schwule bei ihrem Coming-out müssen auch Eltern sich mit ihrer „heterosexuellen Vorannahme“ über ihr Kind auseinandersetzen“ (Borchardt; Reinhold 2014, S.77). Das bedeutet in der Konsequenz, dass auch die Eltern wie die gleichgeschlechtlich orientierten Jugendlichen selbst Prozesse eines inneren als auch äußeren Coming-out durchlaufen, was für ihre Kinder von großer Wichtigkeit ist und daher folgend thematisch aufgegriffen wird.

Zu Beginn der ersten Phase der Bewusstwerdung, befinden sich die Eltern häufig zunächst erst in einer Art Krise, ausgelöst durch die Nachricht von der gleichgeschlechtlichen Orientierung des Kindes. „Je nach Persönlichkeit und den Lebensumständen gehen Eltern mit dieser Situation ganz unterschiedlich um.“ (Rauchfleisch, 2012, S.86). Vielmals entsteht eine Situation, die viele Menschen erst überfordert. Die Überforderung entsteht aus vielerlei Gründen heraus. Vielleicht weil bis zu diesem Zeitpunkt keines der Elternteile tatsächlich eine Vorahnung spürte und sie nun komplett überrascht sind. Vielleicht aber bestanden bereits Annahmen darüber, dass der Sohn oder die Tochter nicht heterosexuell sein könnte und das Coming-out des Kindes zerwirft diese Annahme nicht, sondern gibt ihr eine Realität, die man nicht wahrhaben möchte (vgl. Borchardt; Reinhold 2014, S.77).

Sind die Eltern enttäuscht, dass ihr Sohn oder ihre Tochter nicht ihren Erwartungen entspricht, lassen sie das Kind die Enttäuschung oft deutlich spüren. Dann übertragen sie dem_der Jugendlichen gleichzeitig die Bürde, das familiäre Klima wiederherzustellen, was für ihn_sie eine großen Last ist (vgl. Hark 2002, S. 56). Die Eltern werden von einer Unsicherheit gepackt, wissen nicht, wie sie im ersten, vielleicht aber auch im zweiten Moment reagieren sollen. Bereits in älterer Ratgeberliteratur, welche sich direkt an Eltern mit nicht heterosexuellen Kindern wendet, wird beschrieben: „Es tauchen plötzlich Fragen auf, über die man noch nie nachdenken mußte. [...] Wie wird die Umwelt reagieren? [...] Wo muß ich mit Schwierigkeiten rechnen?“ (Jugend und Homosexualität, 1996, S. 7). Viele Eltern richten sich als erste Anlaufstelle hilfesuchend an bis heute in Vielfältigkeit veröffentlichte Ratgeber. Das verdeutlicht, wie groß die Not und Hilflosigkeit der Eltern ist. Sie wollen Antworten finden, um einen besseren Umgang mit der neuen Situation möglich zu machen.

Nicht selten machen sich die Eltern große Sorgen über die Zukunft des Kindes und sind von massiven Selbstvorwürfen geplagt. Sie fühlen sich schuldig und fragen sich, ob sie sozusagen etwas falsch gemacht haben.

Das Coming-Out des eigenen Kindes erfolgt zudem in der ohnehin kritischen Jugendphase, welche auch für die Eltern eine Zeit der psychischen Loslösung vom Nachwuchs darstellt (vgl. Hark 2002, S. 55). In dieser belastenden Situation sind unterstützende Maßnahmen, wie Beratung und Vernetzung mit anderen Eltern beispielsweise in Selbsthilfegruppen ratsam (vgl. Beier 2012, S.775).

Die Phase des inneren elterlichen Coming-out beginnt mit der Realisierung und Auseinandersetzung mit der gleichgeschlechtlichen Orientierung des eigenen Kindes als emotionaler Prozess, der wie für das Kind selbst leidvoll und schwierig sein kann (vgl. Borchardt; Reinhold 2014, S.77). Die Eltern müssen sich ihrer eigenen Gefühle bewusst werden, um die sexuelle Orientierung schließlich akzeptieren zu können, was wiederum individuell lange Zeit braucht. Eine Problematik dabei ist auch die Zeitungleichheit. Das heißt zum Zeitpunkt der Mitteilung hat das Kind bereits innere Verarbeitungsprozesse durchlaufen, welche bisweilen meist dazu geführt haben, dass es seine sexuelle Orientierung und Identität als normal ansieht und akzeptieren kann (vgl. ebd, S.78). Den Eltern hingegen fehlt dieser Vorsprung zunächst. Aus diesem Grund empfiehlt es sich, um in der Auseinandersetzung ein differenzierteres Bild von sexueller Vielfalt insbesondere gleichgeschlechtlicher Orientierung zu erlangen, vielseitig Informationen zum Thema zu recherchieren. Wichtig beim Sammeln von Informationen ist „sich unvoreingenommen damit auseinander[zusetzen und [das] Kind zu verstehen versuchen“ (Rauchfleisch 2012, S. 91), auch wenn die Eltern vielleicht nicht alles gut finden an den Lebensweisen gleichgeschlechtlich orientierter Menschen. Dass besonders die Lebenserfahrung des ersten Coming-out Jugendlicher sowie die Umstände und unmittelbaren Reaktionen, aber auch der weitere langfristige Umgang damit von besonderer Bedeutung sind, sollte sich im Bewusstsein der Eltern verankern. „Besondere Aufmerksamkeit verlangen daneben Äußerungen und Reaktionen, die zwar gut gemeint sind, aber gleichzeitig eine Ambivalenz und Ablehnung transportieren: »Du bist trotzdem meine Tochter«; »Schwul sein ist ja nichts Schlimmes!«“ (Göth; Kohn 2014, S. 59).

Je mehr die Eltern sich jedoch in Fachliteratur belesen oder mit Eltern mit ähnlichen Erfahrungen ins Gespräch kommen, desto mehr Vorbehalte werden abgebaut und sie werden selbstbewusster im Umgang mit dem Thema. Die Eltern können sich dann auch eindeutiger sozial zu ihrem Kind positionieren und sind so besser auf folgende äußere Coming-outs vorbereitet (vgl. Borchardt; Reinhold 2014, S.80).

3.4 Das gemeinsame Coming-out als Familie

Ein öffentliches Coming-out kann in verschiedenen Lebensbereichen weitreichend sehr positive, aber auch „fatale Folgen haben, wenn zum Beispiel das berufliche Umfeld gleichgeschlechtliche Orientierung ablehnt. Diese Konsequenzen gilt es kritisch und realistisch einzuschätzen“ (Borchardt; Reinhold 2014, S.80). Äußere Coming-outs werden zeitlebens für den gleichgeschlechtlich orientierten Jugendlichen und seine Familie immer wieder eine Rolle spielen und eine Abwägungsentscheidung sowie Einschätzung jener möglichen Konsequenzen mit sich ziehen. In der Gesellschaft werden allgemein in Bezug auf das Thema Familie stets tradierte Vorstellungen und verfestigte Bilder von Ehe, Verwandtschaft und Geschlecht verbreitet und reproduziert. Diesem normativen Familienverständnis müssen sich Familien mit nicht heterosexuellen Kindern gemeinsam entgegenstellen (vgl. Borchardt; Reinhold 2014; S. 21). „Homosexualität ist ein Thema für das ganze Familiensystem“ (ebd, S. 33).

So setzt ein möglichst positiver Coming-out-Verlauf umfassendes Wissen durch themenspezifische Informationen, die Zusage von Unterstützung und vor allem Rückendeckung von Familienangehörigen voraus (vgl. Kugler; Nordt 2014, S. 210). Um diese Rückendeckung leisten zu können bedarf es der Bereitstellung an adäquater psychosozialer Versorgung von Angehörigen beziehungsweise Beratungsangebote, die Fragen zur sexuellen Orientierung des eigenen Kindes professionell beantworten können (vgl. Borchardt; Reinhold 2014; S. 33)

Dass ein Coming-out auch ein gemeinsamer Prozess als Familie ist, erkennt man demnach bereits daran, dass dem eigenen Kind gegenüber die „notwendigen Räume für Selbstfindung und Entfaltung ihrer eigenen Persönlichkeit“ bereitgestellt werden müssen (vgl. Kugler; Nordt 2014, S. 210). Die Jugendlichen wiederum brauchen Vertrauen zu den Eltern, um diese zu nutzen.

Letztlich stehen zunächst die Jugendlichen selbst mit ihrem öffentlichen Geständnis zur gleichgeschlechtlichen Orientierung allen voran. Das kann für die Eltern einen Vorteil bringen, wenn sie sich dann selbst in einer vergleichbaren Situation befinden, zum Beispiel im Freundeskreis erstmals darüber sprechen. Es ist aber besonders wichtig und „notwendig, das Kind vorher nach seinen Erfahrungen und quasi um „Erlaubnis“ zu fragen“ (Borchardt; Reinhold 2014, S.80). Es ist nicht ratsam eine Offenbarung ohne Rücksicht auf die eigene Familie quasi in die Öffentlichkeit hinauszuposaunen (vgl. BZgA o.J., S. 60). Die Familienmitglieder sollten untereinander Rücksprache halten, wann und in welchen Lebensbereichen ein Coming-out geschehen soll. Auf lange Zeit etwas so wichtiges im näheren sozialen Umfeld verheimlichen zu wollen, kann, auch durch die bestehende Möglichkeit, dass Verwandte, es durch andere Dritte erfahren könnten, einen immensen Druck und Stress auf die Familie lasten (vgl. Borchardt; Reinhold 2014, S.81).

Vielmehr sollten eine konstruktive Auseinandersetzung mit sexueller Vielfalt und die Akzeptanz dessen im Vordergrund stehen sowie durch ein erfolgreiches familiäres Coming-out unterstützt werden. „Je mehr homosexuelle und ihre Angehörigen sich „selbstverständlich“ als solche zeigen, desto eher können Vorurteile abgebaut werden“ (BZgA o.J., S. 61). Dafür ist eine starke, gemeinsame Beziehung notwendig, die von Wertschätzung geprägt ist. Weiterhin entscheidend ist, dass auftretende Probleme nicht unter den Teppich gekehrt, sondern offen und ernsthaft diskutiert werden (vgl. Borchardt; Reinhold, 2014, S.79). „Der gemeinsame, unterstützende Weg sollte das Ziel für die gesamte Familie sein.“ (ebd, S.81).

4 Beratungsbedarf und Beratungsstrukturen

Wie bisher beschrieben, sind Coming-out-Verläufe für gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche aber gleichsam auch für ihre Familien sehr ambivalent. Zwar haben sie eine große Bedeutung für die Entwicklung von Identität und Autonomie des Jugendlichen, sind oftmals aber geprägt von Belastungen, Unsicherheit und vielen offenen Fragen (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 30). Es bestehen Angesichts der besorgniserregenden Situation für Jugendliche, die nicht den heteronormativen Erwartungen entsprechen dringende Handlungsbedarfe „für die Bildungseinrichtungen als zentrale Sozialisations- und Erziehungsinstanzen zur Vermittlung von demokratischen Werten und Normen“ (Kugler; Nordt 2014, S. 210). Nur so kann „diesen Jugendlichen Unterstützung, Beteiligung und Chancengleichheit in ihrem Aufwachsen möglich werden.“ (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 30).

Da die Bedarfe von LSBT-Jugendlichen insgesamt nur mangelhaft wahrgenommen werden, ist ein Ausbau an unter anderem speziell darauf ausgerichteter Beratungsstellen und Jugendtreffs notwendig. „Anlaufstellen, die sich mit ihrem Beratungs- oder Freizeitangebot speziell an junge Lesben, Schwule, Bisexuelle und Trans-Personen wenden [fehlen]“ (Krell 2014, S.40). Diese Stellen müssen mit geschultem Fachpersonal zum Beispiel aus dem Bereich der sozialen Arbeit besetzt werden. Leider ist das Thema sexuelle Orientierung sowohl in der Ausbildung von Lehrer_Innen sowie Sozialarbeiter_Innen curricular wenig bis gar nicht enthalten (vgl. Kastirke; Kottaus 2014, S. 274). Fachkräfte scheinen dem Thema der sexuellen Vielfalt jedoch positiv und mit offener Haltung gegenüber zu stehen. Für den beruflichen Umgang mit der Zielgruppe halten sie persönliche Kontakte zu nicht heterosexuellen Personen für wichtig (Kugler; Nordt 2014, S. 213). Selbst in der Fachliteratur der Sozialen Arbeit finden unterschiedliche sexuelle Lebensformen kaum einen Platz (vgl. Höblich 2014, S. 44).

„Sexualität und gleichgeschlechtliche Lebensweisen sind noch immer Tabuthemen in der Gesellschaft ebenso wie in der Kinder- und Jugendhilfe, obwohl diese Themen gerade im Jugendalter eine große Rolle spielen.“ (ebd, S.44). „Die Jugendhilfe beschäftigt sich etwa seit Mitte der 1990er Jahre mit sexueller Orientierung und sexueller Identität als wichtigen Themen in der pädagogischen Arbeit“ (Kugler; Nordt 2014, S. 211). So wurde die Dringlichkeit, die das Thema der sexuellen Vielfalt besitzt wurde erst 2003 im Beschluss der Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter anerkannt. Trotzdem werden in den meisten Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe konkrete Lebenslagen von nicht heterosexuellen Jugendlichen nicht berücksichtigt. Darüber hinaus fehlen bisweilen zum Beispiel ausformulierte Qualitätsstandards und Formen der Intervention bei homophoben Vorkommnissen (vgl. ebd, S. 211 f).

Neben dem gesamtgesellschaftlichen Mangel an realistischem Wissen zu sexueller Vielfalt, fehlt es demnach überwiegend auch individuellen Fachkräften an diesen Informationen abseits von ihren eigenen heteronormativen Sozialisationserfahrungen und klischeehaften, medialen Darstellungen (Krell 2014, S. 41). Ein konstruktiver Umgang und eine Öffnung dem Thema gegenüber werden für die beruflichen Fähigkeiten und Praxis in der sozialarbeiterischen Fachlichkeit als wichtig bewertet, anerkannt sowie angestrebt. Dennoch besteht noch ein großer Handlungsbedarf, damit ein inklusiver Umgang mit gleichgeschlechtlich orientierten Klienten_Innen selbstverständlich wird (vgl. Borchardt; Reinhold 2014, S.45). Es Bedarf ein hohes Maß an Sensibilität für dieses Thema gerade in der Arbeit mit jungen Heranwachsenden, außerdem ist ein breites Spektrum an Wissen diesbezüglich notwendig, um professionell arbeiten zu können. „Zu den Aufgaben professioneller Helfer gehört es [...], bereits den Jugendlichen dazu zu verhelfen, ihre sexuelle Orientierung zu finden und als integralen Bestandteil ihrer Individualität und Persönlichkeit zu akzeptieren“ (Beier 2012, S.775). Außerdem „den jungen Leuten zu helfen, ihre Gefühle anzunehmen und diesen Gefühlen einen Platz einzuräumen, der mit der sozialen und persönlichen Situation der Jugendlichen vereinbar ist“ (Borchardt; Reinhold 2014, S.39 zit. n. Timmermanns 2008, S. 268).

Ratsuchende Jugendliche sind unsicher und befinden sich in einem durch Abhängigkeit geprägten Verhältnis zu dem_der Berater_In. Ein unsensibler Umgang seitens der professionellen Person kann zu einer Verteidigungshaltung des_der Jugendlichen führen, was anstatt der erwarteten Unterstützung eine zusätzliche Belastung für sie_ihn mit sich bringt (vgl. Krell 2013, S. 51). Zukünftig ist es daher von Vorteil in jeweiligen Berufsfeldern dementsprechende Lehrinhalte sowie Weiterbildungen einzuführen (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 30). Des Weiteren verlangt dies auch eine Öffnung der klassischen Akteure der Sozialen Arbeit für diese Themenpalette. Das heißt es muss über die vorherrschende Ehrenamtlichkeit beispielsweise in Beratungsstellen hinausgehen und man muss durch Aufklärungsarbeit, Sensibilisierung und Vernetzung „Überzeugungs- und Akzeptanzarbeit [...] in den klassischen Strukturen der Familienberatung und Familienbildung verankern.“ (Jetzt In: Borchardt; Reinhold 2014, S.12).

Es ist festzustellen, dass die existierenden Beratungsangebote für LSBT-Jugendliche in der Zahl wenig und hauptsächlich in Ballungsgebieten zu finden sind, was einen Zugang für in ländlichen Regionen lebende gleichgeschlechtlich orientierte Jugendlichen bereits erschwert. Zumeist werden diese Angebote, dann nicht aus öffentlichen Mitteln finanziert, sondern wie bereits erwähnt ehrenamtlich organisiert, was für einige bedeutet, dass sie keine dauerhaften Anlaufstellen werden, sondern nur kurzlebig bleiben (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 18). Höblich spricht davon, dass Angebote, die sich „explizit und positiv“ sowohl im schulischen als auch Rahmen der Freizeitgestaltung mit dem Thema LSBT befassen, selten seien und „oft hohe Schwellen [haben]“ (Höblich 2014, S. 44). Auch fiel es Jugendlichen selbst in Großstädten schwer entsprechende Freizeit- und Beratungsangebote ausfindig zu machen und letztlich aktiv daran teilzunehmen (vgl. ebd, S. 40).

Als Gründe die einen Zugang unmöglich machen werden, das Alter der_des Jugendlichen, eingeschränkte Mobilität und andere fehlende, soziale Ressourcen genannt (vgl. Krell 2013, S.12).

Folglich müssen, zukünftig Wege gefunden werden, die es jungen Menschen ermöglicht, spezielle Angebote in Anspruch nehmen zu können, unabhängig von ihrem Bildungsstand und sozialen Hintergrund (ebd). Auch die Ausgestaltung beziehungsweise Vielfältigkeit der einzelnen Angebote ist zu überarbeiten. Die Auswahlmöglichkeit ist aufgrund der niedrigen Anzahl von Angeboten eingeschränkt und nicht immer vom Format und den gebotenen Inhalten her individuell für jeden Jugendlichen ansprechend oder passend (vgl. ebd, S. 47). Laut Ergebnissen der Studie *Coming-out – und dann...?!* ist es rein „auf die selbstständige Informationssuche und das Engagement der Jugendlichen zurückzuführen, weniger auf den Bekanntheitsgrad [der] Angebote [selbst]“ (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 18), dass Freizeit- und Beratungsstellen im näheren Wohnumfeld gekannt werden. Trotz dessen folgt wiederum die Feststellung, sie würden wenig Nutzung erfahren. Die Mehrheit der Jugendlichen begründete die geringe Nutzung damit, dass sie für sie entweder nicht erreichbar sind oder eine zu große Unsicherheit darüber besteht, was sie dort genau erwartet (ebd). Sind im näheren Wohnumfeld Strukturen von Freizeit- und Beratungsangeboten vorhanden, die Jugendliche nutzen und an die sie sich bei Schwierigkeiten wenden können, sind diese meist für die besonderen Themen von LSBT-Jugendlichen nicht sensibilisiert. Das macht eine Nutzung noch unwahrscheinlicher (vgl. Krell 2013, S.12). Ein weiterer Ansatz die geringe Nutzung einzelner Angebote zu erklären ist, dass Jugendliche, die sich beispielsweise für eine bestimmte Freizeitstätte entschieden haben, dort über lange Sicht stärkere Einbindung erfahren und sich gar nicht mehr bemühen andere aufzusuchen (vgl. ebd, S. 43).

Trotzdem haben vor allem spezifische Freizeit- und Beratungsangebote zu sexueller Vielfalt für Jugendliche einen besonderen Mehrwert. Neben dem Erhalt vielfältiger Informationen und Unterstützung bei Problemen, besteht die Möglichkeit sich mit anderen gleichgesinnten Jungen und Mädchen zu vernetzen. Als besonders angenehm wird zudem das Gefühl beschrieben, dass man sich in Prozessen des Kennenlernens nicht die Frage stellen muss, ob das Gegenüber die eigene sexuelle Orientierung auch akzeptieren wird (vgl. Krell; Oldemeier 2015, S. 18).

Wichtig ist für die Heranwachsenden, sich angenommen und wohl zu fühlen sowie gemeinsam Freizeit miteinander zu verbringen und diese zu gestalten (vgl. Krell 2013, S. 43). Sie können sich in einem geschützten Raum jenseits heteronormativer Vorstellungen offen zeigen und so in der Erprobung altersentsprechender Rollen Erfahrungen sammeln. „Sie können sich als Person, die in ihrer Gesamtheit anerkannt und akzeptiert wird, erleben, erholen und erproben“ (ebd, S. 49).

Des Weiteren existiert ein beachtenswerter Beratungsbedarf bei Jugendlichen die nicht heterosexuell sind. Nicht nur kann dieser adäquat abgefangen werden, es ergeben sich darüber hinaus spezifische Vorteile solcher Angebotsstrukturen für Jugendliche, da sie auf die speziellen Bedürfnisse von ihnen eingehen können. Zum Beispiel wünschen sie sich „Toleranz, Akzeptanz, Gleichgesinnte, sichere Orte der Begegnung, an denen man sich nicht verstellen müsse, die Möglichkeit, vielfältige Beziehungen zu leben (Liebesbeziehungen, Freundschaften, Sexbeziehungen), Liebe und mehr Sichtbarkeit von Homosexuellen in der Gesellschaft“ (Kastirke; Kotthaus 2014, S. 272, zit. n. Timmermanns 2013, S. 25). Für letzteres wünschen sich vor allem weibliche gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche mehr gemeinsames Engagement (vgl. Krell 2013, S. 45).

5 Ausblick

Dass die gleichgeschlechtliche Orientierung einer Person als eine „Normvariante menschlicher Liebesfähigkeit“ (Beier 2012, S. 774/775) zwar in Fachkreisen anerkannt wird, schmälert bis heute nicht die Tatsache, dass die jahrelange Pathologisierung dessen Probleme durch erhöhte psychosoziale Belastungen bei betroffenen Menschen verursacht. Diese beginnen im Besonderen bereits bei Jungen und Mädchen im Jugendalter und erfordern daher spezifische Beratungskompetenz (vgl. ebd, S. 775). Da Coming-out-Prozesse bei den meisten Menschen bereits recht früh in der Adoleszenz beginnen, ist spezifisches Fachwissen zum Jugendalter notwendig.

Gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche „müssen sich in einer Zeit, die durch die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und einer hohen wirtschaftlichen und emotionalen Abhängigkeit von Personen und Institutionen gekennzeichnet ist, zusätzlich mit Herausforderungen befassen, denen sie aufgrund einer nicht heteronormativen sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität ausgesetzt sind“ (Krell 2013, S. 9). Damit diese Jugendlichen mehr Unterstützung erfahren können und Diskriminierung gegen sie abgebaut werden kann, ist es unter anderem wichtig in allen gesellschaftlichen Schichten mehr und gezieltere Aufklärungsarbeit zu leisten. Dafür ist es perspektivisch notwendig mehr Anlaufstellen in Form von Einrichtungen, die adäquate Beratung und Begleitung für insbesondere LSBT-Jugendliche gewährleisten können, einzurichten (vgl. ebd, S. 13). Es liegen bisher verhältnismäßig wenig sozialwissenschaftliche Forschung beziehungsweise kaum Forschungsergebnisse zu Lebenslagen dieser Jugendgruppen vor, da diese erst seit den 1980er Jahren im Fokus stehen (vgl. Kugler, Nordt, S. 207). Nicht nur in der Forschung bleiben gleichgeschlechtlich orientierte Jugendliche auf der Strecke, sie sind auch im öffentlichen Leben noch weitestgehend unsichtbar (vgl. ebd, S. 208). Die Soziale Arbeit versteht sich als „Menschenrechtsprofession“ und hat im Teilbereich der Jugendhilfe die gesellschaftliche Aufgabe mit seinen Fachkräften „dazu beizutragen, Benachteiligungen zu vermeiden und Kinder und Jugendliche vor Gefahren für ihr Wohl zu schützen (vgl. § 1 SGB VIII)“ (Borchardt; Reinhold 2014, S.39). Konkret bedeutet dass, Jugendliche mit einer nicht heterosexuellen Entwicklung sollen ermutigt, gestärkt und befähigt werden, sich gegen Diskriminierung aktiv zu schützen (vgl. ebd). Ein wichtiges Ziel ist daher, dass ihnen und ihre Familienangehörigen zukünftig ein „selbstbestimmtes, offenes und diskriminierungsfreies Leben“ nicht weiterhin erschwert sondern ermöglicht wird (Krell 2013, S. 14)

Quellen- und Literaturverzeichnis

B

- Beier, Klaus (2012): Sexualität und Geschlechtsidentität – Entwicklung und Störungen. In: Fegert, Jörg; Eggers, Christian; Resch, Franz (Hrsg.), Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters. Springer-Verlag Berlin Heidelberg. S. 735-784.
- Borchardt, Ilka; Reinhold, Heiko; Lesben- und Schwulenverband Deutschland e.V. (hg.) (2014): Homosexualität in der Familie. Handbuch für familienbezogenes Fachpersonal. DFS Druck Brecher GmbH Köln
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (o.J.): Heterosexuell? Homosexuell?- Sexuelle Orientierungen und Coming-out. verstehen, akzeptieren, leben. Auflage 12.100.09.13.
(<http://www.bzga.de/infomaterialien/?sid=-1&idx=42>, verfügbar am 20.11.2016)

D

- Duden (2016): Rechtschreibung der deutschen Sprache. Suchwort: Coming-Out (http://www.duden.de/rechtschreibung/Coming_out, verfügbar am 29.10.2016)

G

- Göth, Margret; Kohn, Ralph (2014): Sexuelle Orientierung. Springer-Verlag Berlin Heidelberg.

H

- Hark, Sabine (2002): Junge Lesben und Schwule. Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung In: Diskurs 12 (2002), Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF) S. 50-58.
- Höblich, Davina (2014): Sozial Extra. „Das ist doch voll schwul!“- Sexuelle Orientierung und Scham in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Springer Fachmedien Wiesbaden (Hg.): Sozial Extra. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Ausgabe 3, S. 43–46.
- Hurrelmann, Klaus (2007): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 9. Auflage. Weinheim: Juventa.
- Hurrelmann, Klaus (2012): Jugendliche als produktive Realitätsverarbeiter: Zur Neuausgabe des Buches „Lebensphase Jugend“ In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung. Heft 1. S. 89-100. (<http://www.kgl-web.de/media/7f1c3c1ecce210c5ffff8070ffffff1.pdf>, verfügbar am 1.12.2016)

K

- Kotthaus, Jochem; Kastirke, Nicole (2014): Jugendliche Sexualität und sexuelle Identität. In: Hagedorn, Jörg (Hg.) (2014): Jugend, Schule und Identität. Selbstwerdung und Identitätskonstruktion im Kontext Schule. Springer Fachmedien Wiesbaden. S. 265-280.

- Krell, Claudia (2013): „Lebenssituationen und Diskriminierungserfahrungen von homosexuellen Jugendlichen in Deutschland“. Abschlussbericht der Pilotstudie. Deutsches Jugendinstitut e. V. (http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/Abschlussbericht_Pilotstudie_Lebenssituationen_und_Diskriminierungserfahrungen_von_homosexuellen_Jugendlichen_in_Deutschland.pdf, verfügbar am 16.11.2016)
- Kugler, Thomas; Nordt, Stephanie (2014): Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt als Themen der Kinder- und Jugendhilfe In: Schmidt, Friederike; Schondelmayer, Anne-Christin; Schröter, Ute (Hg.) (2015): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Springer Fachmedien Wiesbaden. S. 207-222.

P

- Petzold, Harald; Überschar, Beate; TabuLos - LesBiSchwule Initiative Potsdam e.V. (Hg.) (1996): Jugend und Homosexualität. 1. Auflage. Edition Rotdorn Potsdam.

R

- Rauchfleisch, Udo (2011): Schwule, Lesben, Bisexuelle: Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten. 4. Auflage. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rauchfleisch, Udo (2012): Mein Kind liebt anders. 1. Auflage. Patmos Verlag.

S

- Sigusch, Volkmar (2013): Sexualitäten: Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten. Campus Verlag.
- Stumm, Gerhard; Pritz, Alfred (2007): Wörterbuch der Psychotherapie, Springer-Verlag / Wien.

Erklärung

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt habe.

Mittweida, 16. Dezember 2016

Lisa Smyrek